

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1916

75 (29.3.1916) Unterhaltungs-Beilage zum "Volksfreund"

Unterhaltungs-Beilage zum „Volksfreund“.

Mein alter Kupferkessel.

Als der Großvater die Großmutter nahm, da erkrankte er einen kuppelnen Waidkessel. Den hat die Großmutter ein Menschenalter hindurch benutzt. Als sie zu alt war, um noch große Wäsche abhalten zu können, ging der Kessel in den Haushalt meiner Mutter über.

Wenn ich an meine frühe Kindheit denke, dann erscheint vor meinem Auge das Bild einer sehr bescheidenen Kleinstadtwohnung. Die enge Küche war nur mit dem notwendigen Gerät ausgestattet. Jedes Stück zeugte für den Reinlichkeitsinn der Hausfrau. Oben auf dem Schrank strahlte in rötlichem Glanz der kupferne Waidkessel. Er war das Schmuckstück in der dürftigen Küche. Sein glänzender Schimmer allein gab dem ganzen Raum einen gewissen Anstrich von Behäbigkeit.

Als ich in die Jahre kam, wo ich der Mutter zur Hand gehen konnte, da habe ich den alten Kessel oft mit Ehrfurcht vor seinem Blase genommen, ans Feuer gestellt, mit Seifenlauge gefüllt und manches Wäschestück darin abgetuscht. War der Waidtag zu Ende, dann bearbeitete ich unseren Kupferkessel mit dem Nucklappen. Im neuen Glanz leuchtete er wieder auf seinem alten Platz.

Später, als die Familie größer und größer geworden war, zogen manchmal Nahrungsorgen bei uns ein. In solchen Situationen spielte auch unser Kessel eine Rolle. War er doch eines der wenigen Wertstücke, durch deren Verkauf man Brot ins Haus hätte schaffen können. Manches entbehrliche Stück unseres Hausrats mußte in jenen Zeiten den Weg zum Trödler oder ins Leihhaus gehen. Doch über dem Kessel hielt Mutter stets die schützende Hand. Sie konnte es nie über sich gewinnen, sich des alten Erbstüdes zu entäußern. So blieb er uns denn auch trotz aller Not erhalten. Doch einmal mußten wir ersichtlich um seinen Besitz bangen. Das war auch in einer Kriegszeit. Im Späthommer des Jahres 1870. In unserer Familie war die materielle Not wieder einmal auf das höchste gestiegen. Wir konnten die Miete nicht zahlen. Es gab keine Möglichkeit, den Hauswirt zu befriedigen oder ihn zur weiteren Stundung zu bewegen. Damals hatten die Hauswirte noch das Recht, dem Mieter, der nicht zahlen konnte, das ganze Mobiliar bis auf das letzte Stück zu pfänden. Es stand das also in Aussicht, daß wir zu Michaelis die Wohnung, wie wir gingen und standen, würden verlassen müssen. Doch schließlich gelang es uns, den unerbittlichen, gut situierten Hauswirt hinter's Licht zu führen. Unterstützt von mitfühlenden Nachbarn konnten wir den besseren Teil unseres Hausrats heimlich hinausbefördern. So wurde neben manchem unentbehrlichen Gebrauchsgegenstand auch der alte Waidkessel zu Mutter's Freude gerettet.

Künftig hat meine Mutter die Augen für immer geschlossen. Der ehrwürdige Kupferkessel dient mir nun selbst seit vielen Jahren bei der Reinigung der Wäsche.

Man mag mich ein sentimentales Weib heißen, aber es ist nun einmal so: Als vor Monaten die Bekanntmachung erging, daß die Kupfergeräte mit Beschlag belegt sind, da betrachtete ich Großmutter's Kessel mit wehmütigen Blicken. Alter Burdich — dachte ich — jetzt greift eine Hand nach dir, die früher ist als die Hand des Hauswirts in meiner Vaterstadt. Diesmal gibt es kein Entrinnen. Drei Generationen hast du treu gedient. — Das ist nun dein Ende.

Doch wieder leuchtete mir ein Hoffnungsstrahl. Die freiwillige Ablieferung von Kupfer- und Messinggeräten brachte reichen Ertrag. In mehreren Sammelstellen habe ich es gesehen, wie sich Urdäterhausrat aus rotem und gelbem Metall zu Bergen häufte. Das reicht vorläufig — dachte ich — und wenn der Krieg nicht mehr lange dauern sollte, kann ich meinen alten Erbkessel behalten.

Jetzt weiß ich, daß ich vergebens gehofft habe. Gestern brachte mir der Postbote ein amtliches Schreiben: Das Todesurteil meines Kupferkessels. —

In einem der nächsten Tage muß ich ihn abliefern. Freud und Leid dreier Familien ist über ihn hingegangen. Auf lachende und weinende Gesichter schimmerte sein Glanz vom hohen Bord herab. Ein Stück Familiengedächtnis hängt an dem alten Gefellen.

Wenn er aus meinen Händen in den Gewahrsam der Metallsammlung übergegangen sein wird, dann ist die Bergangenschaft des alten Erbstüdes ausgelöst. Unter hundert seinesgleichen, von denen so mancher vielleicht auf ein ebenso ehrwürdiges Alter zurückblickt, ist er nichts weiter als vier bis fünf Kilo altes Kupfer. — Bald wird das friedliche Dasein des nützlichen Hausgeräts im Schmelzofen enden, um als Geschloß aufzuwerthen und Tod und Verderben in die Reihen feindlicher Truppen zu tragen.

So wandeln sich die Dinge im Lauf der Zeiten.

Aus feldpostbriefen.

„Abgeschmiert.“

Ein Parteifreund schreibt der „Magdeburger Volksstimme“ aus der Champagne:

Trotz der primitiven Quartiere, der schreiblosen Fenster und dem getrockneten und zerwühlten Strohlager fühlten wir uns glücklich. Nach 16 Tagen Schützengrabendienst hat man Lust dazu. Bereits den dritten Tag lagen wir in Ruhe, nach dreimaligem Gewehrschappell waren die Gewehre für passabel befunden worden. Der Appell mit dem Mantel gab vielerlei Besprechungen, denn nur unter Anwendung gewaltsamer Mittel war die dicke und gäbe Erdkruste abzubringen gewesen. Die Geschlechter zeigten deutlich, daß der Kontakt mit Wasser und Seife wieder hergestellt worden war. Und Stichproben des gestrigen Herr'n Feldwebels bewiesen, daß sogar die nicht im Rufe besonterer Sauberkeit stehenden Kameraden das verlastete Gemd gewaschen hatten.

Der Herr Kompanieführer spricht sein Bedauern darüber aus, daß uns die Kürze der Zeit nicht erlaubt, eine Entlassungsur durchzumachen, daher mühten wir, solange wir noch hier sind, tüchtig knaden, waschen und kochen. Mit Wärme gibt die Mannschaft sich dieser Beschäftigung hin und auf prasselndem Feuer brodelt in Marmeladen- und Pflanzensäften, in Konfektbrühen und Kaffeeseln alle mögliche Wäsche und gibt trübe Laufbouillon.

Man kann sich kaum vorstellen, wie viel Staub und Schmutz an einem Manne nach solch außerordentlich langem Schützengrabendienst bei diesem ewig nassen Wetter hängt. Für den dritten Nucktag ist ein Appell nicht angelegt. Das ist verhängnisvoll. Und richtig, als die Gruppenführer von der Befehlsausgabe kommen, verfluchen sie: In einer Stunde wird abmarschieren, Tornister werden auf der Straße zugewiese aufgeschleppt und nachgeführt. In aller Eile wird gepackt. Die Wäsche fliegt vom Feuer. Hier dringen einige gemeinschaftlich Henden und packen sie, nah wie sie sind, in den Tornister, andere lassen den ganzen Wäschebehälter gefüllt stehen, und wieder andere lassen die noch nasse Wäsche auf dem Baune und der Hede hängen. Einige rennen noch nach den Kantine, um sich noch mit Lichtern und Streichhölzern (den wichtigsten Gebrauchsartikeln im Schützengrab) zu versehen. Andere kaufen Zigaretten, Schokolade, Keks, Marmelade, Bursi, soweit das Geld und der Bestand der Kantine reicht.

Künftig steht die Kompanie. Wenn uns schon die Entlassung vom Tornister gefast hatte, daß wir einen großen Marsch vor uns haben würden, so bestätigte diese Abmachung bald die Regimentskasselle, die sich an die Spitze unseres Bataillons setzte, um „uns auf den Schwanz zu bringen“. Nach der Waisi setz ein rieselnder Regen ein, und nach vierstündigem Marsch empfangen wir in einem Walde Essen von der Feldküche, und uns andere Tornister von den Bagageträgern. Nach weiteren zwei Stunden empfangt uns ein Führer von dem Truppenteil, den wir im Graben ablösen sollen.

Von der Straße, die ab und zu mit einer Granate oder mit einem Schrapnell bedacht wird, biegen wir ab, und bis über die Ändel geht es durch zähen Schlamm bis an den Laufgraben. Ueber eine Stunde wird dieser mit all seinen Windungen, Schlammröhren, Pfützen und Steingeröll in dunkler Nacht verfolgt. Dann löst sich unser Zug ab und geht ganz vor, in die vor einigen Tagen den Franzosen abgenommenen Gräben. Eine Hälfte zieht, durchmüht und mit vollem Gepäck, auf Kosten. Die andere steigt oder rutscht die steile Öffnung in den Unterstand hinab.

Nachdem abgelegt und gegessen, werden die anderen Kameraden abgelöst. Die alte Befahrung steht umgefällt und umgehängt da und setzt sich in Bewegung, als wir eingerückt sind. Schnell werden die Posten über die Lage unterrichtet, die andere Mannschaft muß nach Schaufel und Rade greifen, den Graben auszubauen. Der Franzmann scheint von der Ablösung nichts gemerkt zu haben, denn außer den gewöhnlichen Einzelschüssen der feindlichen Gräbenbesatzung und der in der Ferne befindlichen „Merkantonen“ ist nichts Besonderes zu bemerken. Wir Posten warten auf die Ablösung, denn es ist bald 5 Uhr morgens. Da, in die dunkle und träge Stille tracht und blüht es plötzlich, als sei die Hölle losgefahren. Krachend fliegen treyende Handgranaten in unseren Graben, uns in dicke Rauchwolken hüllend, vor und hinter uns blühen knatternd reihenweise Geschützschüsse auf, hellend schiden die „Kilobatterien“ ihre splitternden Geiße in unseren Graben, und über die Deltung eilen einige betrogene Franzmänner auf uns zu. Note, grüne und weiße Leuchtsraketen fliegen jähend in die Luft, das Kampffeld erleuchtend.

Verdruht steht die neue Mannschaft da, denn sich zu orientieren, war weder Zeit noch Gelegenheit. Bald aber ist der erste Schreck überwunden. Auch von uns fliegen Handgranaten und tragen die Mörserabwürfer. Schnell haben die Schanzen den Spaten mit der Spitze verläuft und sich einen Schießstand gesucht. Nach kurzer Zeit sind die Franzmänner in dem Graben, dessen eine Hälfte wir und dessen andere sie besetzt haben, wieder zurückgedrängt.

Als dann auch unsere Artillerie einsetzt und krachend das zehnfachest, gibt der Franzmann das weitere Angreifen auf. Allmählich wird das Feuer schwächer und schwächer. Das Abwehren des Belandes geht bis zum Eintritt der Dämmerung vor sich. In Ablösung und Ruhe ist diese Nacht nicht mehr zu denken. Alle Mann stehen abwechselnd im Graben. Und als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne über das zermühte Kampffeld gleiten, sehe ich kurz vor mir auf dem Grabenrand die kräftige Gestalt eines gefallenen Franzmannes. Wie gefällt liegt er auf dem Rücken, die mächtigen Füße weit von sich gestreckt, und das Gesicht, um das noch der Überriemen des blauen Stahlhelms liegt, gen Himmel gerichtet. Auf dem Kranz des fleischig-blauen Mantels trägt er aus gelbem Tuch die Nummer 26. Derselbe Nummer trug auch das Regiment, das uns ausschickte. . . .

Für diesmal aber war der Angriff „abgeschmiert“. gk.

Dermisches.

„Aus der Geschichte des Kaffeetrinkens. Die Tasse Kaffee gehört heute bei uns zu jenen Lebensgenüssen, die man um keinen Preis missen möchte. So haben denn, kaum, nachdem von der Möglichkeit des Knappverdens von Bohnenkaffee auch nur gesprochen wurde, zahlreiche Hausfrauen in Berlin schon begonnen, den Kaffee zu „hamtern“, was wiederum zu der behördlichen Beschränkung des Kaffeeverkaufs Anlaß gegeben hat. Mag dazu unter den unentwegten Kaffeeschwärmern auch Heulen und Zähneklappen herrschen — diese Maßregel ist schon deshalb sehr bedenklich, weil der aufgeschwemmte Kaffee in gerannem Zustande nicht lange haltbar ist. Er verliert sein Aroma, wird dumpf im Geschmack, und die aromatischen Bestandteile wie Öle und Extraktstoffe verflüchtigen sich gar schnell. Mit dem Kaffeekamern würde das verbreitetste europäische Volksgetränk bei uns also nutzlos vergeudet werden und es ist gut, daß diesem Uebelstand — hoffentlich bald überall — ein Riegel vorgeschoben wird. Anders liegen die Dinge mit dem ungedröhten Kaffee, dessen Haltbarkeit nicht begrenzt ist. Aber die Kunst des Kaffeebrennens wird im Haushalt namentlich der größeren Städte schon seit Jahrzehnten nicht mehr geübt, seit die Industrie den Hausfrauen diese Müheleistung abgenommen hat. Das Kaffeetrinken ist wie das Tabakrauchen unzeitig eines der unentbehrlichen modernen Anregungsmittel. Und wie der Tabak, so ist auch der Kaffee zu Beginn der Neuzeit aus fernen Ländern zu uns gekommen, nachdem der Seehandel der Portugiesen und Holländer mehr und mehr die Gewächse der Tropen nach dem Abendlande brachte. Während aber der Tabak aus der neuen Welt zu uns kam, kam der Kaffee aus der alten Welt. Seine Urheimat soll Abyssinien sein; aber das ist nicht nachzuweisen und es steht nur so viel fest, daß der Kaffee aus Arabien und Europa gekommen ist. Der arabische Kaffee, der in den Distrikten Aßen und Mokka wachsende Koffatasse, gilt auch heute noch als die feinste Sorte; damit ist allerdings nicht gesagt, daß jeder Kaffee, der als Mokka oder türkischer Kaffee bezeichnet wird, auch aus Arabien stammt. Die dortige Erzeugung ist nämlich so gering,

daß sie für den ungeheuren Weltbedarf gar nicht in Betracht kommt. Auch kommt Koffatasse so gut wie gar nicht in den europäischen Handel. Als bester Kaffee unter den zu uns kommenden Sorten gilt der von Java und Sumatra. Aber dessen Einfuhr nach Deutschland ist minimal gegenüber der Einfuhr aus Brasilien, das längst das größte Kaffeeland der Welt geworden ist. Im Jahre 1918 führte Deutschland für 220 Millionen Mark Kaffee ein und davon entfiel eine Summe von 142 Millionen Mark allein auf Brasilien. Weitere 62 Millionen Mark kamen auf Kaffee aus andern Ländern Südamerikas und aus Guatemala, jedoch also nur noch ein ganz geringer Eintragsanteil auf die übrigen kaffeeerzeugenden Länder der Erde entfällt.

Das erste Kaffeehaus in Europa wurde im Jahre 1645 in Venedig errichtet. Um diese Zeit soll das Kaffeetrinken in Süditalien schon allgemein gebräuchlich gewesen sein, was nicht unwahrscheinlich ist, da die Türken den Kaffee als Getränk schon reichlich 100 Jahre früher kennen gelernt hatten. Durch einen Gesandten des Sultans Mohammed IV. wurde der Kaffee am Hofe Ludwigs XIV. bekannt; die ersten öffentlichen Kaffeehäuser in Frankreich wurden 1671 in Paris, 1673 in Paris eröffnet. Nach England war der Kaffee schon etwa zwanzig Jahre früher gelangt; nach Deutschland kam er im Jahre 1670. Das erste Kaffeehaus auf deutschem Boden wurde in Wien, und zwar im Jahre 1688, dem Jahre der Türkenbelagerung, eröffnet. In Nürnberg und Regensburg wurden 1686, in Hamburg 1687, in Stuttgart 1712 die ersten Kaffeehäuser eingerichtet. In Berlin öffnete das erste Kaffeehaus unter Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1712, seine Pforten. Aber noch für lange Zeit blieb das Kaffeetrinken in Deutschland ein Vorrecht der Höfe und der Reichen; das Volk und besonders die Landleute kannten das Kaffeetrinken damals noch nicht; das Getränk war auch noch viel zu teuer. Friedrich der Große machte sich, wie man weiß, bei den Berlinern durch die von ihm angelegten „Kaffeefeldmüllern“, die in der Stadt umhergingen und mit ihrem Niederknien herausbekommen sollten, wo Kaffee gebraunt wurde, sehr unbeliebt; denn der König hatte die Kaffeedrennerei verstaatlicht, und der Monopolkaffee kostete jedesmal soviel als der selbstgebrannte. Friedrich wollte dem Staat nicht nur eine gute Einnahmequelle verschaffen; er verlegte auch zu verhindern, daß für den Kaffee zureichend Geld ins Ausland abwandere.

Erst im 19. Jahrhundert wurde in Deutschland und Oesterreich das Kaffeetrinken allgemein, und von Wien aus trat das moderne Kaffeehaus seinen Siegeszug während des letzten halben Jahrhunderts nach dem Inn- und Auslande an. Das „Wiener Café“ ist längst zu einem feststehenden Begriff geworden, wie die Oesterreicher ja auch bis zum heutigen Tage den besten Kaffee trinken, den besten Kaffee zu kochen. In weniger gutem Rufe steht im übrigen Deutschland der fälschliche Kaffee, aber das ist eine böswillige Verleumdung; denn Kaffee kochen kann man heute überall.

* **Schießwaffen vergangener Zeiten.** Bonn und wo das Pulver erkunden wurde, ist, wie Professor Mathios in einem Vortrag über die Kriegstechnik vergangener Zeiten ausführte, eine recht mühsige Frage, und trotz der vielen Forschungsarbeit, die hierauf schon verwendet wurde, wissen wir nicht allzuviel hierüber. Es genügt, wenn wir feststellen können, daß gerade in der ersten Entwicklung der Feuerkraft die deutschen Wüchsmacher die Führung hatten und daß es seinen Fürsten gab, der ohne deutsche Wüchsmacher auskommen konnte. Die Geschichte der damaligen Zeit wurden aus Bronze oder aus Eisen hergestellt, jedoch fand auch Holz hierbei Anwendung. Die mittelalterlichen Riesengeschütze übertrafen an Größe die übrigen bei weitem. Zu ihrer Fortbewegung waren oft 2000 Menschen und 70 Ochsen erforderlich. Es erdient aus diesen Gründen begrifflich, warum in der Beschreibung solcher Geschütze sich sehr häufig das Wort „faul“ findet. Am 14. Jahrhundert konnte man aus solchen Geschützen alle drei Tage einen Schuß abgeben, und als es im Jahre 1437 ein Wüchsmacher dahin brachte, dreimal am Tage schießen zu können, wohin er wollte, erdient es selbstverständlich, daß er mit dem Schwanzen im Bunde sei und er soll und er mußte eine Reinigungsfahrt nach Rom antreten. Im Jahre 1550 soll die französische Artillerie imstande gewesen sein, 15 bis 20 Schuß täglich abzugeben und 1644 soll die kaiserliche Artillerie vier Schiffe abgeben können, ehe der Niederländer einmal lud, 1655 war schon das Schrapnell von einem Deutschen erfunden, geriet aber schließlich wieder in Vergessenheit, bis es der englische Oberst, dessen Namen es trägt, wieder erfand. Die ersten Handfeuerwaffen waren nichts anderes als tragbare Kanonen. Zu ihrer Zündung benutzte man zuerst einen langen eisernen Stiel, später die Rante, dann das deutsche Raßschloß und das Steinmappschloß. Es ist bemerkenswert, daß noch im Jahre 1813 die Russen Hülsmörser hatten, die mit Pfeil und Bogen ausgerüstet waren. Dann folgten Vorderlader und Hinterlader, das Hündnadel- und das Mäusergewehr.

* **Ein neues Mittel gegen Zahnschmerzen.** Auf ein außerordentlich einfaches und in verschiedenen Fällen wirksames Mittel, einen Zahnschmerz oder eine Behandlung, die die Grundursache des Schmerzes beseitigt, für längere Zeit auszubalten, nache Bataillonarzt Dr. du Mont in dem nächsten Heft der Deutschen Medizinischen Wochenschrift aufzeichnet. Ein glücklicher Zufall führte den Arzt auf diese selbstverprobte Behandlungsweise. Bei äußerst heftigen Zahnschmerzen, die weder durch eine Zahnbefestigung noch Nadeinjektionen nachlassen wollten, zog Dr. du Mont den Duft des ätherischen Wassers ein, um einige Tropfen der Flüssigkeit bis an die Nasenschleimhaut emporgerissen wurden. Sofort waren die Zahnschmerzen dauernd verschwunden. Eine große Reihe in des Krankheitsgeschichte Verlust, die eine Einwirkung von Schwefeläther auf die Schleimhaut herbeiführten, hatten jedesmal den gleichen Erfolg. Es wurden, um möglichst einfach die Tropfen an die Nasenschleimhaut gelangen zu lassen, erdientgroße Wattepropfen mit Äther durchtränkt, lose je nach dem Sitz des Zahnschmerzes in das linke oder rechte Nasenloch gesteckt, worauf der Patient sich mühsam weit zurückneigt und durch einen leichten Druck auf die Nase einige Tropfen ausströmt. Der Erfolg stellte sich bei erkrankten Zähnen, bei Wurzelentzündungen und rheumatischen Zahnschmerzen unmittelbar ein.

Heiteres.

* **Aus dem Simplicissimus.** In den letzten Tagen wurden wir eindrucklich in die Geheimnisse des „Schwärmens“ mit Stellung nehmen und Sprung auf, marsch, marsch eingeweiht. Einige Duzendmal machten wir schon Sprung auf, marsch, marsch, so gut es uns unsere 12jährigen Knochen erlaubten. Dem Herrn Feldwebel war aber das, was wir gaben, nicht genug. Er wollte mehr aus uns herauskochen und hielt uns, nachdem gemahnt war, ein wohlmeinende Standrede, ungefähr des Inhalts: Die Sprünge gingen nicht reich genug kontinuität und seien auch nicht groß genug. Sie müßten räumiger werden, größer sein. Nach Beendigung der Standrede ließ sich ein tieferer Nürnbergerg zu folgender Antwort hinrichten: „Mit dreihundertjährig Reimung kann man halt keine groß Sprung“ mach'n, Herr Feldwebel!“

Wenig, rede deutsch! In einem Warenhause benutzte ein Ehepaar aus der Provinz den Fachausdruck „abwärts“. Als die Fachausdrucksführerin ausruft: „Erdgeschloß“ und die Tür öffnet, steigt der Mann aus. Die Frau aber ruft ihm erschreckt nach: „Karl, wir wollten doch bis Barriere fahren!“ („III“).

Aus Berl
innern haben
wichtigen Vertre
entschieden un
Grundlage für
Beisefahrer
werden ist. Di
entstehung“ zufolge
ausdrücklich wurde
von Be
nach auf
nach der Speise
der Speisefarte
weisen und zw
eine davon bere
nimmt werden
etwas reichhalt
arte sein, bei
Die Ein
wegen d
wird
nach für die P
würde werden
nimmt Meng
sein Zie
über
bericht man sich
lung der zweif
hände. Den G
gebilligt wer
wird. Galt
die Mißstände
von vornerein
zustände das
Biederhoff
den Kriegern
überreich woch
verfügbaren
berden, die in
dem Ausdr
— jeder ganz
es auch hier
nicht, nicht
Die weit die
folgender A
schiffen Ange
„Don der
heften einze
ren, von den
bitten die Rebe
soldaten übt, in
kms in Z
gaben menden,
fahren, der be
Dem Drie
kalt ist eine er
müht, sonst
lähnen gemein
beranten müß
der jedem Pa
kanten.
Bürgerausf
im großen Ra
Hygiene-An
Vollstörigell
Eitz Dresden,
Arbeiter
Frei
Wir e
Mitglieder
gestern mo
eines Sch
schäft erl
in ihm ein
ehrendes
Die V
11 Uhr, be
um zahlre
Sozial
Interes
das unfer
im Alter
entschlafen
Wir 6